

über die Schwierigkeit des Umspannens der Gegensätze, der Vereinigung von Bewunderung und schärfster Kritik gegenüber Luther und Reformation gesagt hat, ich vergesse auch nicht, daß er von diesem Recht auf Kritik nicht nur dogmatisch bewertend (was für ihn eine katholische Selbstverständlichkeit war), sondern auch rein geschichtlich abwägend ergiebigen Gebrauch machte. Dennoch: in vielen Fällen gelingt es mir nicht, die Teile des Räderwerks wieder in eins zu fügen. Wenn etwa (I, S. 233) die Schrift „Von der Freiheit eines Christenmenschen“ als erfüllt von ganz ungewöhnlicher christlicher Kraft bezeichnet, als restlos groß gewertet wird, so kann ich dabei eben nicht vergessen, daß Luther zu diesem Werk die Widmung an den Papst verfaßt hat, die diesem alle Seligkeit in Christo Jesu wünscht mit dem gleichen Atemzug, der unsägliche Verwünschungen austieß. Mit dem Hinweis auf die Gärung in Luther ist da nichts gedient. Und darf man wirklich von „Charisma der Berufung für die Stunde“ (I, S. 225) sprechen, wenn man die umstürzende Gewalt des reformatorischen Aufbruchs von 1520 umreißen will? Oder von den „herrlich-hart das Unbedingte der christlichen Forderungen“ (I, S. 405) ausstoßenden Worten Luthers? Es müßte, glaube ich, doch Worte und Wertungen geben, die nur dem objektiv Wahren vorbehalten sind, auch wenn es nicht so begeisternd und so genialisch in die Welt tritt wie Luthers Bewegung. Gewiß, es ist noch einmal dem Satz zuzustimmen: „Eine, wenn nicht die Haupte-
 erkenntnis, welche es ermöglicht, über die konventionelle Oberflächlichkeit hinweg Gültiges über Luther zu sagen, ist gerade die Erkenntnis, daß seine religiö-
 theologischen Gedanken bewußt, gewollt und in
 logischer Konsequenz der Grundhaltung, Wider-
 sprechendes in sich tragen“ (I, S. 153). Das gilt für den objektiven Tatbestand, aber ob das nicht auch hier und dort zu sehr auf die Beurteilung abgefärbt hat?

Was wir damit als ganz großen Vorzug und zugleich als Gefahr umschreiben wollen, läßt sich vielleicht deutlicher an der von Lortz gezeichneten Erfassung weniger komplizierter Persönlichkeiten der deutschen Reformationgeschichte aufweisen. Wie trefflich ist die Psychographie des Erasmus ausgefallen (I, S. 127—138) — aber gewiß auch darum, weil an diesem zögernden und lauen Intellektuellen kaum etwas kraftstrotzend Paradoxes zu schildern war. Dagegen können wir nicht recht den Eindruck los werden (ein Eindruck, der sich auf gewissenhaftes Mitstudieren der Quellen berufen darf), als sei die Gestalt des Johann Eck, aufs Ganze gesehen, doch allzu sehr zum Widerspruch des lutherischen Genius, zum Träger aller jener Eigenschaften geworden, deren Fehlen an Luther so begeistert: Schulmeister, kühler Vielwiser ohne auf den Fingern brennende Probleme, ohne Damaskusstunde, Scholastizist mit dem Riesengedächtnis und ohne innere religiöse Bedrängung (I, S. 221 f.; II, S. 91 f.). Gewiß, es ist ein großer Weg vom eitlen Eck der Leipziger Disputation bis zum seeleneifrigen Pfarrherrn von Ingolstadt, den Lortz uns so anziehend schildert (II, S. 86 ff.). Aber ich würde mir ein so vernichtendes Urteil über die religiöse Verantwortungslosigkeit des Leipziger Eck (II, S. 92) nicht zutrauen. Und der auch später fühlbare Mangel an „schöpferischem Temperament“ ist

vielleicht doch eher die „Tragik“ all derer, die sich nicht berufen fühlen, zu „reformieren“, sondern sich der immer schwerfälligen, weil in die Sichtbarkeit der ganzen, ungeteilten Kirche hineingebannten Wahrheit verhaftet fühlen. Innerhalb dieser Schranken, meine ich, müßte man doch auch ein Ecksches Pathos, über alle Schulmeisterei hinaus, feststellen: und dieses schleppende, verantwortungsbelastete Pathos scheint mir echter und sympathischer zu sein (und damit auch ebenso darstellungswürdig) wie das zerstörende Feuer Luthers.

Es würde zu weit führen und den Eindruck kleinlicher Nörgelei machen, wollten wir für gar manche andere Darlegungen und Wertungen des Werkes Ähnliches aufweisen. Was läge uns ferner als mit dem orthodoxen Notizblock und kritisch gespitztem Stift durch die reiche Fülle dieser beiden Bände zu wandeln? Nicht auf dies und jenes kommt es uns an, sondern auf das klare Herausstellen des grundlegenden Problems reformatorischer Geschichtsschreibung, zu dem dieses wahrhaft schöne Werk anregen mußte — Lortz hat es selbst einmal angedeutet (II, 216), wenn er die heute wieder neu anhebenden Versuche nach genauerer Umschreibung dessen, was „Vermittlungstheologie“ ist, anruft. Das Problem nämlich: ob diese, geschichtlich ohne Zweifel hervorragend gelungene und heute mehr denn je fällige Darlegung der Reformation in Deutschland unüberhörbar mitzusprechen hat im ökumenischen Gespräch. Allgemeiner: ob aus dem feinsinnig differenzierten Verständnis der Vergangenheit, also aus „Geschichte“ überhaupt, Leben entbunden werden kann für die Gestaltung der kirchlichen Zukunft. Ob der Genius der heutigen Sehnsucht nach kirchlicher Einigung eine lebegebärende Antwort gibt auf die noch so beglückende, noch so köstlich reich und belesen dargestellte Darlegung des Geschichtsschreibers: „So und nicht anders ist es gewesen.“ Das soll eine Frage sein, die wir zagend und doch dankbar äußern, nachdem wir als „nachdenkende Betrachter bis ins Innerste erschüttert“ (II, S. 293) diese eindruckstarke Reformationgeschichte gelesen haben.

Hugo Rahner.

VERGILBTE BRIEFE

Eine echte, auf höheren Idealen sich gründende Freundschaft darf auch vor brüderlicher Zurechtweisung nicht zurückschrecken. Ein schönes Beispiel hierfür bietet uns ein bisher nicht veröffentlichter Brief des Malers Anton Raffael Mengs an seinen Freund Winckelmann¹. Beide, der erste als Künstler, der andere als Kunstgelehrter zählen zu den berühmtesten

¹ Der Brief findet sich in einem Faszikel von 16 Originalbriefen an Winckelmann, der im Besitz der Gregorianischen Universität in Rom ist. Wie er dorthin gelangte, ist unbekannt. Ein früherer Besitzer aus dem 18. Jahrhundert machte auf dem Umschlag die handschriftliche Bemerkung, daß ihm die Briefe von einem Herrn aus Rostock, der sie in Rom durch einen glücklichen Zufall gefunden habe, geschenkt worden seien. Als Schenkungstitel fügte er bei: „weil er sie mir nie wieder abgefordert hat“. Eine originelle Begründung, die sich auch heute noch großer Beliebtheit erfreut, was jeder Bücherverleiher bezeugen kann.

Männern des 18. Jahrhunderts. Winckelmann glaubte seinen Freund sogar neben Raffael und Michelangelo stellen zu müssen. Beide sind die Väter des Klassizismus geworden, jener Rückschau und Rückkehr zur antiken Kunst, mit der die bisher organisch gewachsene Kunstentwicklung ihr Ende fand. Wir können uns heute kaum mehr zu fesseln. Es sind schwächliche, saftlose Gestalten in ebenso schwächlichem und saftlosem Kolorit.

Winckelmann sowohl wie Mengs sind als junge Männer katholisch geworden, Winckelmann in Dresden, Mengs mit seiner ganzen Familie in Rom. In der Hauptstadt der Christenheit sind sie Freunde geworden und durchs ganze Leben hindurch geblieben. Inwieweit bei Winckelmann der Übertritt zur katholischen Kirche wirklich und ausschließlich Herzenssache war, inwieweit äußere Beweggründe hineinspielten, ist noch nicht geklärt und wird wohl auch nie ganz geklärt werden. Sicher ist, daß ihn zeitweise eine krankhafte Melancholie und pessimistische Stimmung beherrschten, als hätte er das grausame Geschick geahnt, das seinem Erdenwallen ein Ende setzen sollte. 1768 ist er in Triest einem Raubmörder, der sich in sein Vertrauen einzuschleichen gewußt hatte, zum Opfer gefallen.

Drei Jahre vor seinem schrecklichen Ende hatte ihm Mengs, der damals als Hofmaler in Madrid weilte, den folgenden Brief geschrieben, der ebenso die edle Gesinnung des Schreibers verrät, wie er uns einen schwachen und nicht näher zu bestimmenden Einblick in die Seelenverfassung Winckelmanns verrät. Der italienisch geschriebene Brief lautet in deutscher Übersetzung:

Madrid, den 3. Oktober 1765.

Teuerster Freund!

Ich antworte mit diesem auf drei Briefe von Ihnen, die mir nicht die gewohnte Freude bereiteten, da ich darin nicht die Ruhe des Geistes sehe, die mich sonst zum Bewunderer Ihrer seltenen Tugend gemacht hat. Weshalb, lieber Freund, haben Sie so viel Furcht, Sie könnten jemals die Unabhängigkeit und Freiheit und die Hochschätzung in der Welt sowohl wie in Rom einbüßen? Lassen Sie dieses Nörgeln an der Vorsehung, die alles leitet, nehmen Sie als Spiegel das Beispiel, das Ihnen Ihre eigene Person von der Undurchdringlichkeit der Zukunft und unseres Schicksals bietet. Wie wenige von Ihren Erfolgen konnten Sie doch voraussehen im Laufe Ihres Lebens und wie viele von den Widerwärtigkeiten, die Sie zu erdulden hatten! Lieber Freund, beruhigen Sie doch Ihre Seele, und gestatten Sie meiner Freundschaft das freie Wort, das sie immer begleiten muß, wo sie aufrichtig ist. Bedenken Sie, wie die Vorsehung Sie von der Wiege an in ihre Arme ge-

nommen hat, wie Sie von Kindheit an sozusagen geknechtet waren, scheinbar dazu bestimmt, ein unbekannter Mensch zu bleiben, von vielen Zufälligkeiten bedrückt, die den Aufstieg zur Höhe zu stören pflegen, und wie diese Vorsehung, an der Sie heute zweifeln, Sie durch tausend unerwartete Glücksfälle zu so großer Ehre geleitet hat und zum Ruhm, zu den Größen der Literatur gezählt zu werden. Seien Sie nicht undankbar! Sie müssen doch bedenken, daß Sie kaum je die Ehren hoffen durften, die Sie erreicht haben. Statten Sie darum den schuldigen Dank dieser Vorsehung ab, die Sie bisher geführt hat, und seien Sie sicher, daß Sie von ihr zu immer höheren Gipfeln geleitet werden. Aber schon merke ich, daß ich allzu feurig geworden bin. Indes lebe ich der Überzeugung, daß alles, was ich gesagt habe, eine Eingebung der Freundschaft ist. Grüßen Sie meinerseits alle Gönner und Freunde. Im besonderen schickt Ihnen meine Gemahlin tausend Empfehlungen. Ich verbleibe in größter Hochschätzung und Freundschaft

Ihr ergebenster Freund

Antonio Raffael Mengs.

Im gleichen Faszikel findet sich neben den Briefen an Winckelmann ein Brief der Wiener Hofkanzlei an den Bildhauer Alexander Trippel (1754–1833), der in Winckelmannschem Geiste schuf und sich zu seiner Zeit als bedeutendster Vorläufer Canovas großen Ansehens erfreute. Besonders berühmt ist seine Goethe-Büste, die den Dichter als Apollo darstellt. Der Künstler gehörte offenbar zu denen, die sich gerne vordrängen, was ihm in diesem Falle zum Verhängnis werden sollte. Der Brief hat folgenden Wortlaut:

Wien, den 19. Sept. 1781.

Aus seinem an mich am 1. August dieses Jahres erlassenen Schreiben hatte ich schon mit nicht geringer Verwunderung ersehen, daß der Herr ohne allen Auftrag, ja ohne vorläufig anverlangte Erlaubnis den Entwurf eines öffentlichen Monumentes für den hiesigen Hof zu unternehmen sich habe begeben lassen; noch weit stärker aber hat mir die Dreistigkeit erscheinen müssen, mit welcher derselbe eine Kiste mit dem Modell davon einzuschicken sich die Freyheit genommen hat. Ich kann daher nicht umhin, demselben dieserwegen mein besonderes Mißfallen zu bezeugen, mit der Erinnerung, daß gleichwie derselbe mit dem inzwischen dahier aufbewahrten Modell nach seinem Gutdünken disponieren mag, derselbe sich auch in Zukunft von allen Spekulationen oder Arbeiten für den hiesigen Hof zu enthalten haben wird, wofern er seinem eigenen Schaden und dem diesseitigen Mißvergnügen entgehen will. Ich bin übrigens

des Herrn dienstwilliger

Fürst Kaunitz-Rietberg

(nur die Unterschrift ist eigenhändig).

In der Allgemeinen Deutschen Biographie (Bd. 38, S. 623) wird berichtet, daß Trippel von der Kaiserin Maria Theresia eine wahrhaft fürstliche Belohnung von 200 Dukaten für einen Gipsabguß — eine Verherrlichung des Teschener Friedens in Relief — erhalten habe. Das Werk ist 1779 entstanden und wurde wohl auch noch im gleichen Jahre versandt. Zu einer Aus-

führung in Marmor ist es nicht gekommen, da sich der Künstler auf den Rat eines Freundes hin verleiten ließ, weitere Abgüsse zum großen Mißfallen der Kaiserin auch an andere Höfe zu verkaufen, so auch an Friedrich d. Gr. Die Arbeit ist nur noch im Stich erhalten.

Unser Brief spricht von einem „Modell zu einem öffentlichen Monument“. Es wurde in der zweiten Hälfte 1781 nach Wien gesandt. Offenbar handelt es sich hier um ein anderes und späteres Werk als das obengenannte Relief. Wir werden annehmen müssen, daß der Künstler von der Ungnade der Kaiserin nichts wußte, sonst hätte er sicher nicht gewagt, seine neue Schöpfung ohne jeden Auftrag einzusenden. Der gereizte Ton des Briefes entspräche dann ganz dieser Sachlage.

Josef Kreitmaier S. J.

SCHÖPFERGRÖSSE IM KLEINSTEN

Es ist noch nicht gar zu lange her, daß ein Wissenschaftler in allem Ernst die Behauptung aufstellte, das Märchen von der Vollkommenheit der Organwelt, insbesondere auch der menschlichen Organe, könne keinem modernen Menschen mehr Achtung und Glauben abnötigen; das menschliche Auge z. B. sei als optischer Apparat jedem Präzisionsinstrument unserer Zeit, was Genauigkeit, Anpassungsfähigkeit usw. angehe, in vieler Hinsicht unterlegen.

Das übersteigerte Selbstbewußtsein des in voller Blüte stehenden technischen Zeitalters, das sich in diesen Worten aussprach, forderte schon damals, als eine materialistische Betrachtungsweise der Natur noch weit hin das Feld behauptete, bei einer tieferen Betrachtung der Dinge berechtigten Widerspruch heraus; seitdem jedoch die exakte Forschung in steigendem Maße auch den Menschen selbst zum Gegenstand ihrer Messungen und Versuche machte, zeigt sich in immer hellerem Lichte, welche Unsummen von Schöpferweisheit (vgl. Ps. 138, 18) sich allein in dem engen Raum des menschlichen Leibes offenbaren und wie wenig die Organe des Menschen gerade auch hinsichtlich ihrer Präzision, soweit sie z. B. die Empfindlichkeit gegenüber kleinen und kleinsten Reizgrößen betrifft, einen vernünftigen Vergleich mit den Errungenschaften moderner Technik zu scheuen haben. Hier nur zwei Beispiele: die Empfindlichkeitsgrenzen für Gesicht und Gehör des Menschen.

Das Auge hat Licht- oder Helligkeitsempfindungen und Farbeempfindungen. Beginnt der Tag zu dämmern, so zeigen sich zuerst ganz schwache Helligkeitsunterschiede, empfunden durch die Stäbchen auf der Netzhaut, es beginnt zu grauen. Erst bei zunehmender Lichtfülle werden durch die Netzhautzäpfchen auch Farben erkannt. Für Hell und Dunkel besitzen wir größere Empfindlichkeit als für die Farbtöne. Nur von der Helligkeitsempfindung ist im Folgenden die Rede.

Die geringste, von einem gut ausgeruhten Auge als Lichtempfindung noch wahrnehmbare Energiemenge wird zu $2 \text{ mal } 10^{-10} \text{ Erg}$ ($= 2 \text{ Erg}$ geteilt durch 10 Milliarden) angenommen. Versuchen wir uns davon eine Vorstellung zu machen, indem wir der Sicherheit halber als geringste Menge $3 \text{ mal } 10^{-10} \text{ Erg}$ zu Grunde legen. Ein Gewicht von 3 tausendstel Gramm oder 3 Milligramm wird man mit dem Gefühlssinn

auf der Handfläche im allgemeinen nicht mehr wahrnehmen. Hebt man dieses geringe Gewicht um 1 Zentimeter, so wird dabei eine Arbeit von rund 3 Erg (genauer $2,943 \text{ Erg}$) geleistet. Wird diese Arbeit in genau einer Sekunde verrichtet, so stellt sie eine Leistung von 3 Sekunden-Erg dar. Teilen wir nun diese gewiß äußerst geringe Leistung durch 10 Milliarden, d. h. durch 10000 Millionen, dann sind wir eben an der Grenze für die Lichtempfindlichkeit eines gesunden Auges angelangt; m. a. W. ein Lichtstrom, der dieser unvorstellbar kleinen Leistung gleichwertig ist, wird vom Auge noch als Helligkeitswahrnehmung empfunden.

Mehr noch sagt uns vielleicht der folgende Vergleich. Es soll diesmal 1 ganzes Gramm um 1 Zentimeter gehoben werden. Das Grammstück hat dabei die kleine Energiemenge von rund 1000 Erg (genauer 981 Erg) aufgenommen, die es wieder abgeben kann, die sich also in eine andere Energieform umwandeln läßt. Sagen wir, sie solle als Lichtenergie abgegeben werden. Auf welchen Zeitraum läßt sie sich verteilen, oder für wie viele Sekunden würde diese kleine Energiemenge von 1000 Erg ausreichen, unter der Bedingung, daß sie noch eben wahrnehmbaren Lichteindruck macht? Offenbar für soviel mal eine Sekunde, als $3 \cdot 10^{-10}$ in

1000 enthalten ist. Wir bekommen $\frac{1000}{3 \cdot 10^{-10}}$ Sekunden oder, wenn wir statt 1000 Erg die genauere Zahl

981 Erg nehmen, $\frac{981}{3 \cdot 10^{-10}} = 327 \cdot 10^{10} = 3 \text{ Billionen}$ 270 Milliarden Sekunden. Teilen wir durch 86400, d. i. die Anzahl der Sekunden des mittleren Sonnentages, so erhalten wir 37847222 Tage; endlich noch durch 365 geteilt ergibt sich der ungeheure Zeitraum von 103691 Jahren.

R. W. Pohl bringt einen Vergleich zwischen dem Auge und einem modernen funktentelegraphischen Empfänger. Als Empfindlichkeitsgrenze für diesen Apparat gibt er eine Feldstärke von etwa 3 hundertausendstel Volt pro Meter an, während das Auge eine solche von 3 zehntausendstel Volt benötigt, also eine etwa 10mal größere. Auf den ersten Blick scheint daher das Auge schlecht abzuschneiden. „Das Bild ändert sich aber sofort bei einem Vergleich der Abmessungen des Auges und einer Antenne. Selbst die kleinste im Rundfunk übliche Antenne hat doch eine etwa 100mal größere lineare Ausdehnung als die Pupille unseres Auges. Unser Auge braucht also als Empfänger für elektrische Wellen den Vergleich mit den vollkommensten Erzeugnissen der heutigen Technik keineswegs zu scheuen.“

Und dieses winzige, nicht einmal 3 Zentimeter im Durchmesser zählende Organ arbeitet, ungestört durch den Stoffwechsel, vom frühen Morgen bis zum späten Abend ohne wesentliche Ermüdung und ungeschwächt 40, 50 oder noch mehr Jahre hindurch.

Ähnliche Feinheiten wie das Auge zeigt auch das menschliche Ohr. Die Schwingungen einer Telefonmembran können unglaublich klein werden, das Ohr vermag sie noch aufzunehmen. Nach Messungen von M. Wien verschwindet die Tonempfindung erst dann, wenn der Anschlag der Telefonmembran nur noch $6,3 \text{ mal } 10^{-10} \text{ Zentimeter}$, d. i. gleichbedeutend mit $6,3 \text{ Millimeter}$ geteilt durch eine Milliarde, beträgt.